

Segen und Unsegen

Autor(en): **Gotthelf, Jeremias**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **1 (1911)**

Heft 8

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633572>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

es tolt se nümme under em Dach. Uf müesse sie, es Wärd-
holz i d'Hand näh u drischloß wi die Wilde, de liechtet's ne.
Aber höre tuets ne nid bis sie dr Chopf uf's Hautchüßi
abgleit hei u mängisch nid emol denn; no im Traum hei
sie mit em Duffewärche Chilbi u chi nid rächt löje. U

chuum daß die erschi Tagheiteri do ischt, drängeliert se das
Fieber wider, daß es nen ischt, wi wenn bständig eine hinder
ne nohe lief u polschtereti: „Lauf! Mach! Voh's rücke!
Gseh'sch nid, wi Bärge z'tüe si!“

Wärhangscht seit me däm Fieber z'Heimisbach hinder.

Idyll.

Es Chüßchele im Stübli,
Chuum g'hört me d's Känster gah,
Er dycht zur Bühni hind're
Der Laubelähne nah.

D's Tennleiterli het gyret
Und d's Lottertöri g'chracht;
We nume Türgg nit ruret,
Und niemer drab erwacht!

Im Schwick dürr d'Hostet uf;
Scho het e Güggel g'dräit,
Und lue, am Schafrain unte,
Wie Nachbars Bänz scho mäit! —

Daheim im Hinterstübli
E länge, teufe Schnuf,
Der Ätti rüeft und rumplet:
„Seh, Hans, 'sich Zit für uf!“

Dä nimmt vom Stüeli d'Bränte
Und troglet d'Bjeshi y,
Und juet bis zum z'Morge:
„I möcht' gärn bi d'r sy!“

Jakob Bürki.

Segen und Unsegn.

Don Jeremias Gotthelf.

Schön scheint die Sonne zu allen Zeiten, aber schöner
doch nie als im Spätherbste, wenn die Nebel gefallen sind;
da wandelt sie gar so freundlich in ihrem goldenen Glanze
durch den klaren, blauen Himmel. Sie hat sichtbar Freude
an dem kleinen Sternchen, das von ihrem Lächeln lebt und
jetzt mit so freundlichen Mienen sie umgaukelt. Gar freund-
liche Blicke sendet sie nieder, färbt so bunt und schön die
Wälder, läßt im dunkeln Laube die Wangen der Äpfel sich
röten, läßt den guten Rühen die Wiesen grün, hört ihrer
Glocken freundlich Geläute, sieht dem muntern Treiben der
hütenden Buben zu, wie sie Äpfel braten und Kartoffeln,
und wenn sie scheiden will, läßt sie höher erglänzen die Weide-
feuer der Buben, Sternchen übers Land gesät, wie Sterne
gesät sind am Firmamente. Doch andere Sterne sind die
da oben, sie verglimmen nicht so schnell wie die da unten,
welche Buben angeblasen, welche Menschen angemacht. Wenn
dann noch gar Sonntag ist auf Erden, ein friedlich schöner
Sabbath in der Sonne Schein, mit blanken Rühen auf den
Weiden, gepukten Mädchen auf den Straßen, sonst aber so
still und feierlich, da ist es dann wirklich, als sei man im
Paradiese, als nahe man sich den Pforten, welche in den
ewigen Sabbath führen; denn Schöneres gibt es eben kaum
auf Erden, als ein stiller friedlicher Herbstsonntag in der
Sonne Glanz. Auf Erden wechseln Menschen und Moden,
Regierungen und Könige, es kommt und geht, was die Erde
berührt, auf immer das eine, und anderes kehrt wieder und
immer wieder, so lange die Sonne geht am Himmel, so lange
Gottes Hand die Erde hält. So kommt wohl die Nacht auch
über solch einen lieblichen Sonntag und die Nacht ist fein

Grav, und aus seinem Grabe wird der Montag geboren,
aber der gleiche Sonntag kehrt wieder in 7 Tagen, vielleicht
und oft in sieben Jahren und gar manchmal in siebenzig
Jahren, der alte Sonntag in gleich lieblichem Gewande, mit
der alten Wonne für das neue Geschlecht.

Es mögen mehr als fünfzig Jahre her sein, als ein solcher
Sonntag das Land verklärte. In einem Pfarrhause lebte
seit einigen Monaten einsam ein junger Pfarrer. Haus und
Herz waren ihm so ziemlich leer, nicht im bösen Sinne, aber
um so fataler ist es eben. Sein Mobilien bestand größtenteils
aus einigen Reliquien vom alten Pfarrer her, wackelichten
Stühlen und dreibeinigen Tischen; besseres hätte sein Ver-
mögen überstiegen; denn ob selbst die dreibeinigen Tische
ganz bezahlt waren, möchten wir fast zweifeln. Es sei ein
grusam Armer, aber dr freinst Schlubi, wo man finden wolle,
hieß es in der Gemeinde. Daß sein Herz leer war, war
nicht seine Schuld, an Liebe und Wünschen fehlte es nicht.
Er hätte ganze Schiffsladungen von Mädchen einwandern
lassen, wenn sie ihm nur jemand gebracht hätte; aber er
finde keine, sagte er, und doch sei die Welt voll heiratslustiger
Mädchen, sage man, aber er glaube es nicht. Er gehörte
unter die Leute, welche ohne verwandtschaftliche Bande auf-
wachsen, mehr Bekanntschaft mit Büchern als mit Menschen
haben, schüchtern und blöde sind, wandeln, als ginge es auf
lauter Eiern und als seien sie gläsern, könnten beim geringsten
Putz splintern. Solchen Leuten sieht man es nicht an, wie
gerne sie eine Frau hätten, wie viel Liebe sie im Herzen
haben und wäre sie faumweise auszumessen oder zentnerweise
abzuwägen. Das sind die stillen Wasser, welche so tief sind,



Kirche und Pfarrhaus in Lützelflüh.

d. h. so voll Liebe und Zärtlichkeit sind, daß, wenn es einmal einem Mädchen dazu kommt, diesen Gefühlen Bahn zu machen, es riskiert, im Strome derselben zu erstickern, zu ertrinken.

Dieser junge Pfarrer hatte am Morgen gepredigt und zwar schön. Die ganze Gemeinde sagte, dem würde es kein Mensch ansehen, wie schön er es könne. Er hatte nachher Chorgericht gehalten und beim Heimgehen aus der Kirche einer der Chorrichter ihm gesagt: „Herr Pfarrer, kommt auch einmal zu uns, es ist lustig bei uns, man sieht weit übers Land.“ Der Pfarrer hatte es versprochen, das freundliche Wort hatte ihm wohlgetan, er lebte besser daran als an dem zähen Stück Rindfleisch, welches seine Magd nebst einer gewaltigen Schüssel voll Rabis ihm nachher aufstellte. Der gute Pfarrer stand auf, ehe er allen Rabis geessen hatte. Wenn er nicht mehr esse, so hätte sie wenigstens noch viermal zu wärmen daran, sagte die alte Magd. Wenn sie daran gedacht, sie hätte noch ein wenig mehr genommen, dann hätten sie die ganze Woche daran gehabt und erst am nächsten Sonntag frisch kochen müssen. Wenn sie es nicht vergesse, wolle sie es für die nächste Woche so reisen, ein Mues dazu machen, welches auch die ganze Woche darhielte. Zeit und Holz könne man auf diese Art sparen, man glaube es nicht. — Wir können nicht sagen, daß diese Aussichten beizugen, den jungen Mann heiter zu stimmen; mit bedenklichem Gesichte und schweren Seufzern schritt er vor dem Hause auf und ab, und alle Augenblicke erlosch ihm die Pfeife.

Draußen war es so wunderlich, so duftig und ahnungsreich, in bunter Farbenpracht stunden die Bäume da zu ihres Schöpfers Lob und Ehre, viel schöner als die schönsten Grenadiere an der Sonntagsparade. Auf den Ästen der Birnbäume, unter denselben im Grase hielten Eichhörnchen ihre munteren Tänze; auf der Weide gingen stattlich die Kühe, Bocklein und Lämmlein sprangen, und lustige Buben jauchzten laut und weit, als wären sie große Majestäten und erteilten ihre Befehle übers Land. Alles war lustig und einsam wandelte unser junger Pastor vor seinem Hause auf und ab,

recht trüb im Gemüte. Sein Tagewerk war vollendet, in dieser Jahreszeit waren keine Kinderlehren, arbeiten sollte er nicht, es ist auch für den Pfarrer der Sabbath da; mit den Lämmern konnte er nicht springen, kein Eichhörnchen kam mit ihm zu spielen, kein Mensch mit ihm zu reden, nicht einmal ein Kind kam bei ihm vorbei; sie waren alle in den grünen Matten bei den schönen Weidfeuern, brieten Äpfel, Birnen und wessen sie sonst habhaft werden konnten. Da ward es ihm doch gar zu öde im Gemüte, und bis Abend war es eine Ewigkeit. Da kam es ihn an, er möchte auch hinaus, möchte an die Sonne, möchte hell werden im Gemüte und mit irgend wem ein traulich Wort reden, mit Menschen oder Gott. Er sah an die Uhr, er sah auf seine Schuhe, er sah, soweit er konnte, was Himmel und Erde vorhätten; er sah nach allen Windgegenden, wo wohl die Straßen am trockensten seien, am geradesten liefen, wo man am wenigsten naß werde oder sich verirren könnte und ob ein Regenschirm nötig sei oder nicht. Das Wetter war beständig, schön, aber der Pfarrer dachte, man kann nie wissen, es sei schon mancher beim schönsten Wetter fortgegangen und naß heimgekommen und habe einen großen Pfriusel davongetragen. Indessen wäre es doch fatal, wenn er einen Regenschirm nehmen würde, und der Stock täte es auch. Die Leute könnten meinen, er verstünde sich nicht aufs Wetter, und wenn mans auch nicht verstehe, so müßte man es sie doch nie merken lassen. Der gute Pfarrer! Als ob die Leute nicht merken könnten, was man sie nicht merken lassen wolle. Die Leute haben feine Nasen, absonderlich auf die Pfarrer. Die Nasen sind nämlich nicht alle gleich und in Beziehung auf die Gegenstände nicht gleich gut. So giebt es Hunde mit trefflichen Nasen auf Hasen, welche aber mit Füchsen nichts machen könnten. Unser Pfarrer war sehr stark im Werweisen, so stark, daß, wenn er endlich mit dem Werweisen im Reinen, die Zeit zur Ausführung längst vorüber war. Diesmal war er glücklicher. Es fiel ihm endlich der Chorrichter ein, der ihn heute eingeladen. Es wäre unverschämte, dachte er wohl,

so gleichsam brühwarm der Einladung zu entsprechen. Indessen, wenn er beim Hause oder in der Nähe desselben vorbeispaziere und man ihn sehe, rufe man ihn vielleicht und nötige ihn herein, wenigstens könnte er dort um den Weg fragen, wenn er ihn nicht weiter wisse, oder einen Regenschirm leihen, wenn das Wetter zweifelhaft werde.

Er rief seine Alte und frug, wo aus er müsse, um bei der Speckseite vorüberzukommen, wo der Chorrichter wohne. Nicht daß er dort einen Besuch machen wolle, er möchte nur so vorläufig sehen, wo er wohne.

„Das ist mir anständig, wenn Ihr mir vom Hause wegkömmt,“ sagte die Alte. „Ich denke, nüchtern werdet Ihr nicht heimkommen. Ist's nicht in der Speckseite, so ist es an einem andern Orte, wo die Leute gwundrig sein werden zu sehen, ob der Pfarrer ist wie ein anderer Mensch. Und tut dann nit dumm und nehmt es nicht an, wenn sie Euch

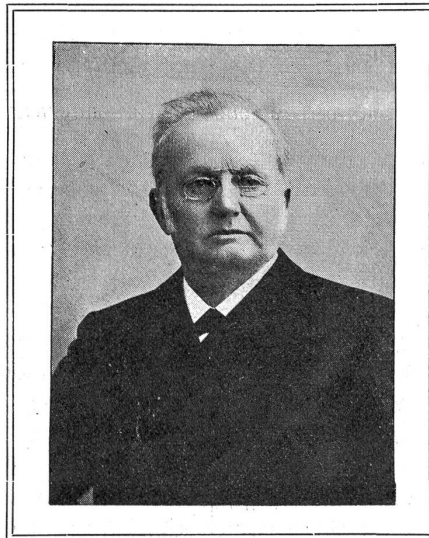
etwas anbieten. Die Leute würden es übel nehmen und meinen, Ihr verachtet sie. Allweg denke ich, ich feure nicht für z'Nacht,; es macht mich nichts täuber, als z'koche, wenn es niemand essen will. Und endlich, wenn ihr noch was möchtet, wenn Ihr heimkommt, he nun, so sind Äpfel da und Birnen, bsunderbar schöne Grunbirnen, und wenn Ihr noch was Warmes möchtet, he nun, so ist der Kabis noch immer da, und wenn es sein muß, bald gewärmt.“

So ausgerüstet mit Weisungen und Ausichten ging endlich unser guter Herr ab. Aber schüchterner kann kein sechzehnjähriges Mädchen auf der Landstraße gehen, als der Pfarrer durch seine Gemeinde, und umsichtiger und ängstlicher kaum einer, der mit der fixen Idee, gläsern zu sein, behaftet ist. Von dem schönen modernen Selbstbewußtsein war auch nicht eine Spur bei ihm.

(Fortsetzung folgt.)

An Bundesrat Dr Deucher

Von E. Oser.



Vor dem Brunnen uns'rer Berna
Sehnen blühende Granaten
Zwischen zierlich feinen Blättern
Sich nach Spaniens heißer Sonne,
Nach den Gärten der Alhambra,
Nach den heimlich stillen Bronnen,
Nach den düstelschweren Hainen . . .
Sehnen sich nach feinen Schönen,
Jenen braunen Senioritas,
Die, wenn glühend rot im Westen
Sinkt der Sonne letztes Leuchten;
Und wie flüss'ges Silber strahlen
Mondbeglänzt des Genils* Wogen,
Wandelnd durch die lauen Nächte
Mit der Liebe bangem Sehnen,
Und den schwellend heißen Busen
Mit den roten Blüten schmücken . . .
Ach, hier darf uns Keiner pflücken.
Denn nicht Jedem wird gestattet,
Auch ein Blättlein nur zu brechen,
Nicht dem Fremden, der vorbeigeht
Und den Blumenschmuck bewundert,
Nicht dem friedlich-stillen Bürger —
Sei es denn, er steh' besonders
In der Gunst des dienstbefliss'nen
Und gestrengen Bundesgärtners.

Jetzt, mit jugendlichem Schritte
Durch den gold'nen Sommermorgen
Kommt ein alter Herr gegangen.

*) Fluß, an dem Granada liegt.

Unterm demokrat'schen Silzhut
Schimmert weiß des Alters Silber
Und die hellen Augen blizen
Lebensfreudig in der Sonne.
Und er blickt mit frohem Lächeln
Auf zu jenen roten Blüten,
Bricht dann eine der Granaten
Ziert den steifen ernsten Gehrock
Mit des Südens Feuerblume.
Im Vorbeigehn freundlich grüßend
Auch den niedersten der Bürger
Sieht den feinen Diplomaten,
Träger uns'rer höchsten Würde,
Man zur behren Pflicht nun schreiten
Und im Treppenhaus verschwinden.

Wenn dann dort im hohen Saale
Mit der Jugend Feuereifer
Er zu jenen Männern redet,
Die des Volkes Wohl und Wehe
In der Tagung ernst beraten,
Dann wäht sich die rote Blüte
In des Südens warmer Sonne,
Wäht sich in Hispaniens Erde,
Wo sie schimmernd kann entfalten
Ihrer Sarbe reichstes Glühen;
Denn so heiß wie Südens Sonne
Schlägt jetzt unterm steifen Gehrock
Jenes Mannes Herz begeistert
Für das Wohl des Vaterlandes.

Und so bricht an manchem Morgen
Er sich eine rote Blüte,
Bis der kalte, rauhe Herbstwind
All' die schimmernden Granaten
Von den schlanken Zweigen schüttelt,
Und des Brunnens grüne Zierde
In dem drückend warmem Treibhaus
Schläft den langen Schlaf des Winters.

Warum bricht er **diese** Blüte,
Seinen brennendroten Liebling?
Sei's erlaubt mir, dies zu deuten:
Weiss das Haar und **rot** die Blüten,
Rot und weiß sind Schweizerfarben.